Der Finger Gottes.

Kriminalskizze von Camille Lemonnier.

I.

Die Landschaft schläft im tiefen Schatten, in dem furchtbaren Schatten einer Dezember-Nacht, und nichts rührt sich im Hause des Bauern, weder sein Weib, das ruhig schlafend im Bette liegt, noch in den Wiegen, in denen mit ruhigem Athem die Kinder träumen, noch der in seiner Hütte schlummernde Hund, noch das Vieh, das in der dumpfen Stallluft auf dem Boden liegt und schnarcht.

Plötzlich aber ruft eine Stimme durch das tiefe Schweigen:

„Bauer, stehe auf und gehe zur Stadt!"

Gehorsam kleidet sich der Bauer an und seine Hände machen die schwerfälligen Bewegungen von Menschen, die noch nicht ganz wach sind. Die Dunkelheit bildete eine feste Mauer um ihn her und trotzdem sieht er; ein Licht strömt aus seinen Augen, dem weißlichen Scheine einer Fackel ähnlich.

„Wo gehst Du hin?" fragt sein Weib.

„Dorthin, wo man mich erwartet", versetzt er. Verwundert richtete sie sich im Bette auf und fragte ihn, was er erwarte.

„Das weiß ich nicht", entgegnete er und zuckte die Achseln.

Nun schilt sie ihn zornig mit scharfen Worten, die zu anderen Zeiten wie Peitschenhiebe in seine Ohren fallen würden.

„Der Hahn hat nur in Deinem Hirn gekräht. Mann, sicher hast Du Hexengras gegessen. Leg' Dich nur wieder hin, bis es Tag wird."

„Nein", erklärte er.

Der Riegel wird zurückgeschoben, und ruhig, wie ein Mensch, der irgend eine nächtliche Arbeit beginnt, tritt er hinaus. Langsam, mit dem Schritt der Nachtwandler, wandert er durch das tiefe Dunkel, das auf den Feldern lagert.

Woran denkt er auf seiner düsteren Wanderung? An den Acker, den er umpflügen muß, sobald er heimkehrt, an den Zins, der in fünf Tagen fällig ist, an die unerbittlichen Forderungen des Besitzers; er denkt an sein verhängnißvolles, hartes und eintöniges Leben, an das er gestern gedacht, und an das er alle Tage denken wird, die Gott ihm schenkt; er denkt an nichts anderes. Ein eisiger Wind macht ihn schaudern, ist das schon der nahende Tag, der über die Felder saust oder ist es noch der strenge Hauch der Nacht? Er weiß es nicht und geht seines Weges weiter.

Jenseits der Steinmauer liegt die Stadt in dem schweren Schlafe, den weder das Heulen des Sturmes noch das dumpfe Hallen des Schrittes stört.

Ohne einen Augenblick zu zögern, betritt der Mann das Labyrinth der Straßen, mit einer Sicherheit, als wandere er im hellen Scheine der Mittagssonne dahin. Und dabei hat ihm Niemand den Weg gezeigt, den er wandern soll; doch nichts hält ihn zurück, zur bestimmten Stunde am bestimmten Orte zu sein.

Von Straße zu Straße kommt er endlich auf einen offenen Platz, dessen im Kreis gebauten Häuser auf sein Kommen zu warten schienen. Vom anderen Ende kommt ein Unbekannter auf ihn zu und fragt:

„Bauer, wie spät ist es?"

Der Bauer hebt den Kopf zum Thurme empor, den man nur in Folge eines noch tieferen Dunkels unter den anderen Häusern erkennt, die in der schwarzen Nacht wie ertrunken daliegen. Und über der dahinziehenden Schattenmasse bricht aus dem schwarzen Zimmerblatt eine Flamme los, die auf seine Augen stärker wirkt, als der Schein eines Brandes.

„Es ist vier Uhr", antwortete er.

Er glaubt diesen nächtlichen Wanderer, dessen Augen und Stirn er nicht zu erkennen vermag, schon irgendwo gesehen zu haben; doch so verschleiert seine Augen auch sind, sie bleiben in den Fiebern seines Hirnes unvergeßlich eingegraben, besser und schärfer, als wenn die Sonne sie mit ihrem scharfen Lichte bestrahlt hätte.

Kaum hatte der Fremde sich entfernt, so nimmt der Bauer seine Wanderung wieder auf und wandelt mit demselben schweren Schritt durch das Labyrinth der Stadt, die stumm und düster daliegt, wie eine Nekropolis. Um die Zeit am Zifferblatt der Thurmuhr zu lesen, hat er zwei Meilen Wegs zurückgelegt, und jetzt kehrt er unter dem Blöcken der erwachten Kühe nach Hause zurück. Nichts weiter hat er gesehen als diesen Mann, der sich für die Ewigkeit in sein Gedächtniß eingegraben hat.

II.

Ein Jahr vergeht, und die Stimme läßt sich im Schweigen der Nacht von neuem vernehmen: „Steh' auf und geh' zur Stadt!"

Wie das erste Mal erhebt sich der Bauer, der unterwürfige Sklave einer gebieterischen Pflicht, auch diesmal.

„Wo gehst Du hin?" fragte sein Weib mit schlaftrunkenem Gähnen.

„Dorthin, wo man mich erwartet," erwidert er.

Nun setzte sie sich im Bette auf und fragt ihn, wer ihn erwartet, denn wie jedes Weib quält auch sie der Durst ewiger Neugier.

Er zuckte die Achseln und antwortet: „Ich weiß nicht."

„Alter Narr", ruft sie zornig, „Dein Hirn ist sicherlich die Beute eines bösen Fiebers, daß Du das Heulen des Windes im Schornstein für das Krähen des Hahns hälst. Lege Dich wieder zu Bett und warte, bis es Tag wird."

Die Wiegen zittern unter den Stößen der weinenden Kinder, und in seiner Hütte heult der Hund mit heiserem Bellen, während der Regen in Strömen auf das Dach peitscht, dessen Balken wie die Knochen eines Ringkämpfers krachen, der im Begriff ist, im Kampfe zu unterliegen.

Der Bauer stößt die Thüre seines Hauses auf und wandert in dem eisigen Regen, gegen den Sturm ankämpfend, dahin. Die Schlossen peitschen seine Knochen, der Sturm schüttelt ihn wie einen schwachen Ast, und er denkt an seine klapprige Hütte, und an sein Weib, das in dieser Stunde, vom Reißen gequält, im Bette stöhnt; das würde genügen, um jeden anderen zur Rückkehr zu bewegen. Trotzdem geht er mit festem, abgemessenem Schritte weiter, wie ein Mann, der genau weiß, daß er zur bestimmten Stunde ankommt.

Die Bäume, die Zäune, die Hütten verschwinden nach und nach hinter ihm; er durchschreitet das Stadtthor, und wie in jener anderen Nacht bewegt er sich ruhig durch die dunklen Straßen. Kein Licht glänzt in dieser dichten Finsterniß, aber seine Füße tragen ihn sicherer, als wenn ihm jemand mit einer Fackel auf dem Wege voranginge. Endlich erhebt sich vor ihm ein großes Gebäude, einer riesenhaften, versteinerten Nacht vergleichbar, und die Lampen, die hier und da die hohen Fenster beleuchten, lassen die dunkle Mauerwand noch schwärzer erscheinen. Gähnend öffnet sich ein Thor vor dem Bauern, der den Rathschluß des Schicksals erfüllen soll, und langsam, wie unter einer unsicheren Hand, die ihn leitet, sich duckend, steigt er die Stufen einer Granittreppe empor, auf der sechs Gendarmen, die Musketen in der Faust, ihre starren, versteinerten Figuren zeigen."

Stumm und ruhig geht der Landmann durch die Gruppe, ohne daß ihn Jemand aufhält, und er befindet sich plötzlich in einem Saal, wo schwarz gekleidete Richter unter den ausgebreiteten Armen eines großen Christus sitzen. Auf die hohen Arkaden der Wölbung fallen die schwankenden Reflexe der Laternen, in zitternbem Licht auf die Menge, die Richter, den öffentlichen Ankläger, und dort hinten in dem finsteren Halbdunkel, in welchem schon jetzt — wie die prophetische Warnung — das endlose Dunkel der Gefängnisse zu gähnen scheint — auf das blasse Gesicht des Mannes, den man verurtheilen will.

Das Schweigen des Grabes senkt sich hernieder auf die unbewegliche Versammlung; doch plötzlich spricht der Präsident und seine Worte tönen hohl und dumpf wie ein Stein, der in einen Abgrund rollt:

„Angeklagter, Gott ist Zeuge, nur ein Alibi kann Sie retten. Wo waren Sie zur Stunde, als dieses entsetzliche Verbrechen begangen ward?"

Der Angeklagte erhebt sich von seiner Bank und erwidert:

„Ich war auf dem Marktplatze; ein Bauer ging vorüber; ich fragte ihn, wie spät es ist, er antwortete mir: „Vier Uhr!"

„Wie ist sein Name?"

„Das weiß ich nicht!"

„Wo wohnt er?"

„Das weiß ich nicht!"

„Angeklagter, wären Sie im Stande, diesen Mann wieder zu erkennen?"

In den Qualen der Todesangst wandte der Unglückliche langsam den Kopf der im Dunkel gehüllten Menge zu, die da im Gerichtssaale versammelt war. Schon war alles aus, und das Urtheil sollte gefällt werden, als er mit der Verzweiflung des Schiffbrüchigen, der eine Rettungsplanke auf dem Wasser schwimmen sieht, die beiden Hände ausstreckte und mit gellender Stimme rief:

„Da ist er!"

Und wie Donner und Trompeten ertönte der Schrei des Ungeduldigen durch den Saal, während der Mörder, den die innere Stimme hergetrieben, wie vom Blitz zerschmettert zu Boden stürzte.

Praktischer Anfang.

„Haben Sie eine Cigarre für mich, Herr Huber?"

„Gewiß!.... Aber ich dachte, Sie wollten sich das Rauchen ganz abgewöhnen?!"

„Ja, das stimmt. Es geht jedoch nicht so plötzlich — das Rauchen eigener Cigarren hab' ich mir allerdings schon abgewöhnt!"

Blinder Eifer.

Mit dem Rufe „Haltet ihn", „haltet ihn" wird auf der Straße ein Mensch von dem baarhäuptigen Diener eines Zahnarztes verfolgt. Der arme Teufel ist natürlich bald ergriffen und wird im ersten Eifer von der zusammengelaufenen Menge ordentlich verbläut. „Der Kerl hat wohl gestohlen?" geht man den inzwischen zukommenden Diener an. „I bewahre, der ist nur während der Operation fortgelaufen.. und das war gerade unser erster Patient."

Des Prinzen Empfang.

Mister Editer!

Mir Zwei müsse Uns des emol ümwerlege. Nämlich wege dem Prinz Henry un wege seiner Rezeptschen. Wann Wir des nämlich dem Präsident un dem Kongreß un die Kammitties un die Vereinigte Singers überlasse, da wird e förchterliche Blamirung do d'raus.

Also, um es Ihne ganz offe ze gestehe, thu Ich mit der ganze Sach eigentlich nit sehr simpatteife. Warum? Bitohs, weil der Imperer (Ich hen funscht nix gegen ihm) schlecht informt is. Un zwar is die Misinformäschen hauptsächlich in Rigard zu der amerikanische Prominenz. Dann funscht müßt der Imperer doch wisse, daß der President noch lang nit der prominenteste Mann in die Vereinigte Juneited States is. Es koscht Mich werklich en Lacher, Mister Editer, die Eidie, daß e Mann wie der Rosefeld (spreche Sie: Roosevelt), e Mann mit vielleicht höchstens zwei bis dreihunnerttausend Dollars, daß dem sei Tochter genomme werd, wo doch Mei Maud wie geschaffe wär for so en Tschab, wie des Bäpteise vun dem Preivät-Bättelschiff, wo der Imperer hier geordert hot.

Da sollt aach emol derzu gesehe wern, daß unser Ambässeter drüwwe bessere Informäschen gebt. Sunscht denkt der Imperer drüwwe feinelli werklich, der rPesident hier hätt was ze sage. Ich bin nor neugierig, was der Mister J. P. Morgan un der Mister Schwab un der Mister Vanderbilt et Aliässes derzu sage wern, daß ihre Töchter nit for des Bäpteising ausgesucht worn sein.

Awwer des is Alles nor nebebei. Hauptsach is, daß Mir Deitsche zesammesticke, wann der Prinz erüwwer kimmt, for ihm e Rezeptschen ze gewwe, wo die Yänkies Respekt derfor kriege. Is es nit, Mister Editer? Bei so erer Gelegeheit da müsse alle Sonderinteresse schweige, da derf Keiner tschelloß sei un des ganze Neu Yorker Deitschthum muß zesammesticke, damit Wir Uns selwer un Unserm Prinz (des heißt Mei Prinz is es nit, Ich bin e Bayer oder eigentlich werklich gehn Mich noch nit emol die bayrische Prinze was a, weil Ich in der Palz according zu dem Coat Napoleon geräst bin).

Awwer dennoch is Einigkeit un Zesammesticke die Hauptsach!!!

Blos möcht Ich wisse, wie grad die Vereinigte Singers vun Neu York derzu kimme solle, die Haupt-Okäschen ze bringe?

Uewwerhaupt soll dem Prinze nit blos des Lebe in die Schwell-Vereins gezeigt wern, sonnern aach die allgemeine Volksbelustigunge wie for Instenz Metzelsuppe, Gränd Openings, Törkyräffel un so Sache.

Ich dench aach, es wär nit mehr wie Recht, daß der Prinz Henry bei Mir, als dem rPesident vun die Vereinigte Sänger-, Turner-, Kegel- und Plescher-Klobbs vun Quiens County wenigstens so lang bleibe thät, wie bei dem President in Washington. (Da is doch nix los.)

Ich loß es vorderhand zu Ihne, die Sach ze arräntsche. Wann Sie es nit de richtige Weg fixe könne, dann weeß Ich, was Ich ze thun hab.

Mit diesem Wunsche sein Ich so lang

Mit Rigards

Yours

John Kitsch Esq.

Nämlich: Wisse Sie, was Ich thu, wann die Sach nit Mein Weg gefixt werd? Da loß Ich de Prinz Ludwig vun Bavärià (uff Meine Expenses) zu der Prinz Henry Rezeptschen erüwwer kimme. Dan solle Sie awwer emol was erlewe.

Noch emol Rigards

Der Obige Esq.

Zur Geschichte des Tablets.

Ein Engländer, W. A. Penn, hat auf Grund umfangreichen Materials eine Geschichte des Tabakrauchens geschrieben, die nicht nur für den Raucher, sondern auch für den National-Oekonomen hervorragendes Interesse bietet. Bekannt ist ja, daß die meditirenden Orientalen, ohne Wasserpfeife kaum zu denken sind, den Tabak dem Abendlande verdanken, von Tabak ist in Tausend und eine Nacht noch nirgends die Rede. Den Tabak brachte erst 1559 ein Spanier nach Europa, und er wurde zuerst in Spanien angebaut. Schon 1561 rühmte der französische Gesandte am Hofe von Portugal, Jean Nicot, das neue Gewächs seiner Herrin, Katharina von Medici, so sehr, daß es auch in Frankreich als „Nicotiane" eingeführt wurde. Erst mehrere Jahre später lernte England den Tabak direkt von Amerika her kennen, und er fand in der goldenen Zeit Englands so gewaltige Verbreitung, daß ein volles Zehntel der Staatseinnahmen von ihm herrührte. Um 1650 war die Sitte des Tabakrauchens auf ihrem Höhepunkt angelangt. Man rauchte in der Kirche, im Parlament, überall. Frauen rauchten ohne jedes Bedenken, Mütter schickten ihre Kinder mit Pfeife und Tabak in die Schule, denn die Kunst des Rauchens gehörte damals ganz ernsthaft zum Unterrichtspensum. Im achtzehnten Jahrhundert ließ das Rauchen gewaltig nach, es gab Zeiten, wo es verächtlich war zu rauchen. Man tröstete sich bekanntlich mit der Schnupftabaksdose und Penn erzählt, daß der englische Staatsmann Lord Petersham eine besondere Dose für jeden Tag des Jahres besaß und sehr böse werden konnte, wenn sein Kammerdiener ihm nicht jeden Tag die richtige brachte. Die heutzutage sehr verbreitete Sitte des Cigarettenrauchens ist zu uns erst durch den Krimkrieg gekommen, in dem die französischen und englischen Offizere diese bequeme Art des Rauchens von ihren türkischen Bundesgenossen erlernte und mit in die Heimath nahmen.

Das „Amok"-Laufen.

In allen Gegenden, deren Bewohner sich dem Opiumgenuß hingeben, gilt das „Amok"-Laufen als ein außerordentlich gefürchtete Krankheitserscheinung. Der Opium-Raucher oder -Esser wird in seinem Nervensystem schließlich so geschwächt, daß er jede Selbstbeherrschung verliert, und es genügt dann die geringfügigste Veranlassung, um ihn in einen förmlichen Taumel der Wuth und der Raserei zu versetzen. Am häufigsten kommt diese Art der Erkrankung unter den Malayen des indischen Archipels vor, wie denn die Bezeichnung der Krankheit auch eine malaiische ist. Amok ist ein malaiisches Wort und heißt auf deutsch „Mord". Der freigeborene Malaye in den niederländischen Kolonien hat das Recht, den „Kris", ein langes, dolchartiges Messer mit harrscharf geschliffener Klinge, zu tragen, und mit diesem sehr gefährlichen Instrument richten die Kranken in dichtem Menschengewühl, welches sie erfahrungsmäßig aufsuchen, oft unglaubliche Gemetzel an, weil Inländer, von abergläubischer Furcht getrieben, den Wahnsinnigen keinen Widerstand zu bieten wagen und zu Hunderten die Flucht ergreifen. Die Amokläufer bedienen sich aber ebenso gern der Schußwaffe oder der Lanze, ebnso wie sie häufig zu Brandstiftungen übergehen. Sie müssen aber von verschiedenen Wahnvorstellungen befangen sein, entweder reizt sie das Bedürfniß nach dem Anblick von Blut oder nach einem riesigen Feuerschein. Es besteht in allen Ländern, wo diese Krankheit öfter auftritt, das Recht, den Amokläufer ohne Weiteres niederzumachen. Die niederländische Regierung auf den großen Sunda-Inseln zahlte in früheren Zeiten sogar eine Prämie für „Niederlegung eines Amokläufers". Allerdings hatte das die Folge, daß Leute, denen es gar nicht einfiel, Amok zu laufen, für gemeingefährlich gehalten und einfach niedergeschossen wurden. Amoklaufen ist beim Opiumgenuß die letzte Folgeerscheinung, die man bei übermäßigem Alkoholgenuß in unseren Gegenden als „Delirium tremens" beklagt.

Die vergrabenen Schätze Indiens.

Das Gold muß in Indien, wie Forscher und Statistiker behaupten, zum großen Theil unter die Erde zurückgekehrt sein und ist wahrscheinlich in seinem jetzigen Verstecke schwieriger zu finden, als ehemals in seinen natürlichen Lagern. Die Statistik liefert den Ausweis, daß in dem Zeitraume von 1837 bis 1898 für über 3 Milliarden Mark (genauer 3154 Millionen) mehr Gold dort eingeführt als ausgeführt worden ist. Wo ist dieser Reichthum nun geblieben? — In Umlauf ist das gelbe Metall in dieser Höhe des Werthes nicht gesetzt worden, die Regierungsbehörden kennen seine Besitzer auch nicht. Es bleibt nur eine Vermuthung, daß nämlich ein großer Theil des Schatzes in indischem Boden vergraben ist. Ein solches System der gründlichsten Goldverwahrung wird von der Bevölkerung in Indien schon seit einem Jahrtausend ausgeübt und hat sich mit wunderbarer Treue vererbt und erhalten. Man kann sich danach denken, welch' ungeheure Schätze der Boden Indiens bereits bergen mag, die ihm nicht von der Natur, sondern von Menschen zugewiesen worden sind. Die außerordentliche Sitte des Geldvergrabens ist nur aus der Entwicklungsgeschichte des Volkes zu verstehen. Vor der Eroberung Indiens durch die Engländer war das persönliche Eigenthum dauernd durch umherziehende Räuberbanden bedroht, vor deren Angriffen der Fürst ebensowenig sicher war, wie der kleine Mann. Infolge dessen bildete sich das Vergraben des Vermögens an Gold und anderen Schätzen. Dazu kommt, daß das indische Volk vielleicht als Ergebniß jener ehemaligen Nothwendigkeit die Eigenschaft des Geizes in hohem Grade erworben hat, und an ihr nimmt sogar der Aermste mit Bezug auf seine geringe Habe theil.

Fast jeder Inder hat sich einen sicheren Ort ausgewählt, wo er seinen Schatz verbirgt, indem er ihn niemals berührt, sondern nur ständig zu vergrößern bestrebt ist, dem zu Liebe er die bitterste Noth und den ärgsten Hunger erträgt. Bei den Reichen geschieht dasselbe nur in etwas anderer Form. Sie verbergen ihren Schatz unter den Wölbungen ihrer festen Schlösser oder in besonderen Festungsbauten, wo er sich vom Vater auf den Sohn und von Jahrhundert zu Jahrhundert stetig vermehrt. Es fiel vor einiger Zeit auf, daß der Maharadschah von Sind mit so außerordentlicher Hartnäckigkeit von den Engländern die Herausgabe der Festung Gwalior forderte. Man konnte sich das Interesse des indischen Fürsten an diesem Platz zunächst nicht erklären, da dieser gar nicht zu den heiligen Orten in Indien gehört. Die Engländer gaben aber schließlich nach, und jetzt ist auch der gehime Grund des außerordentlichen Interesses des Maharadscha für jene Zitadelle herausgekommen. Der Nabob hat dort nämlich ein Sümmchen von 1200 Millionen Mark in gemünztem Golde verborgen. Der Schatz soll so kunstvoll in den Felsen selbste ingeschlossen sein, daß er von einem nicht Eingeweihten unmöglich gefunden werden könnte. Man scheint sich seitens der Engländer neuerdings überhaupt mit diesen Goldgruben Indiens eingehender zu beschäftigen, und so ist man auch zu der Schätzung gekommen, daß die Eingeborenen in der Präsidentschaft Bombay im Ganzen mindestens 240 Millionen Kronen in Goldstücken verborgen hätten. Auch die Priester betheiligen sich an der gehimen Aufhäufung solcher Summen, für die sie in den Tempeln geheime Verstecke einrichten.

Unglücksfälle im Theater.

Der Unfall in den Pariser Varietes, bei dem mehrere Schauspieler verletzt wurden, gibt einem Mitarbeiter des „Gaulois" Anlaß, von Unfällen im Theater im Allgemeinen zu sprechen, und er erzählt dabei aus der Geschichte der Pariser Bühne einige bemerkenswerthe Fälle. Er erwähnt Emma Livry, die im Jahre 1862 bei einer Generalprobe der „Stummen" in der Oper sich der Rampe näherte, wobei ihre Röcke von den Flammen ergriffen wurden. Trotz sofortiger Hilfeleistung wurde sie schrecklich verbrannt und starb nach acht Monaten furchtbarer Leiden. Der Schauspieler Grenier, der in der „Schönen Helena" die Rolle des Kalchas kreirte, hielt plötzlich auf der Bühne der Varietes mitten im Satz inne und sagte dem Publikum: „Verzeihen Sie, aber ich habe mir soeben das Bein gebrochen." Man hielt das für einen dummen Scherz und pfiff, aber er hatte sich wirklich bei einem Fehltritt das Schienbein an zwei Stellen gebrochen. Im Jahre 1889 ereignete sich in der Porte-Saint-Martin während der Generalprobe von „Jeanne d'Arc" von Jules Barbier, Musik von Gounod, ein merkwürdiger Unglücksfall. Im letzten Bild wird Johanna auf dem Scheiterhaufen verbrannt, der bis zum Fallen des Vorhangs flammt und raucht. Barbier befand sich im Proszenium, Gounod am Dirigentenpult, und Sarah Bernhardt, die die Rolle der Johanna spielte, hatte schon den Scheiterhaufen bestiegen. Im Augenblick, als der Henker Feuer anlegte, gab es eine heftige Explosion, die Bühne und der Saal waren in dichten Rauch gehüllt, und Flammen schlugen aus der Kiste, die den Scheiterhaufen darstellte. Auf der Bühne schrien etwa zweihundert einander drängende Leute: „Feuer!" Nach dem ersten Augenblick der Verwirrung erstickte man das Feuer mit einigen Eimern Wasser und zog dann unter den Trümmern zwei schrecklich Verbrannte hervor. Das Unglück war, wie man nachher erkannte, die Folge einer Unüberlegtheit. Der Scheiterhaufen war von einer Art viereckiger Blechkiste gebildet worden, die durchlöchert war, um die Flammen und den Rauch durchzulassen. Auf der Kiste lag Holz und Rebenholz, das angeblich unverbrennlich war, und im Innern waren der Aufseher über die Requisiten und sein Gehilfe eingeschlossen, die mittels verschiedener chemischer Kombinationen Flammen und Rauch erzeugen sollten. Diese Chemikalien waren in Ladungen, von denen jede für einen Abend reichen sollte, angeordnet. Der Aufseher hatte nun unvorsichtiger Weise eine Schachtel mit fünfzig Ladungen mitgenommen, von denen jede einzelne ungefährlich war, alle zusammen aber explosiv wirken mußten. Eine in die Schachtel gefallene Cigarette richtete das Unglück an, bei dem die beiden Männer schwer verwundet wurden und in's Krankenhaus gebracht werden mußten. Die anderen kamen mit Quetschungen davon. Das Spaßhafte aber war, daß man nicht wußte, was aus Sarah Bernhardt geworden war, die doch am meisten gefährdet gewesen war, da sie mi einem Gazehemd bekleidet inmitten der Flammen gestanden hatte. Man suchte sie, rief und fand sie endlich nach einer guten halben Stunde unversehrt, aber mit versengten Haaren und Brandwunden an den Händen in einem Requisitenraum, wo sie einen bewußtlosen englischen Bogenschützen Salz riechen ließ. Sie war inmitten der Flammen vom Rauch ganz geblendet worden und ließ sich auf die Aufforderung eines Choristen vom Scheiterhaufen herab. Er fing sie halb ohnmächtig auf und trug sie, da er vor Rauch nichts sehen konnte, bis in den Requisitenraum, wo er sie auf einem Ballen Leinwand niederließ. Die energische und muthige Sarah kam bald zu sich, aber nun verlor ihr Retter das Bewußtsein . . . Gounod war während der ganzen Zeit an seinem Platz geblieben, ohne zu verstehen, was vorgegangen war. „Wenn ich gewußt hätte, was vorging," sagte er zu Barbier, „hätte ich mich sehr geängstigt. So hielt ich es für einen Bühneneffekt und fand es von erschreckender Wirklichkeit. Erst als ich Sarah rufen hörte, verstand ich, aber jetzt war ich an meinem Sessel genagelt und wagte es nicht, mich zu rühren."

Ursprung der Kravatte.

Der Ursprung und der Name der Kravatte ist auf die Kroaten zurückzuführen, deren Volkstracht sich noch heutzutage durch prächtige Halstücher auszeichnet. Kroatische Soldaten in französischen Diensten sollen am Ende des 18. Jahrhunderts den Anstoß gegeben haben, solch' prunkvoll farbige Halsbinden in Westeuropa allgemein zu tragen. Ursprünglich war die Kravatte ein vorn zu einer Schleife zusammengebundenes Halstuch der Männer; heutzutage ist es freilich zu einem nur kläglichen Anhängsel ohne eigentlich ästhetischen oder praktischen Zweck geworden; höchstens den: das in unseren Rauch- und Rußstädten nie ganz reine Hemd zu verdecken. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts knüpfte und knotete man die Kravatte selbst, wodurch die Eigenart des Trägers recht zur Geltung kam.

Leuchtende Pflanzen.

Eine nicht geringe Anzahl von Pflanzen — Moose, Pilze und Flechten — haben die Eigenschaft, im Dunkeln zu leuchten, doch nicht, wie man früher annahm, in Folge äußerer elektrischer Vorgänge, sondern sie erzeugen ihr Licht ganz aus sich selbst. Der ungewöhnliche Mönchspilz, die Sumpf-Ringblume Südafrikas und eine in den Wäldern Brasiliens heimische Euphorbiacee sind wegen dieser auffallenden Eigenschaft besonders bekannt. Die Euphorbiaart leuchtet sogar so stark, daß die Pferde von Reisenden in der Nacht häufig davor erschrecken und vor Angst zittern. In einigen Kohlengruben in der Nähe von Dresden und an den Olivenbäumen im südlichen Frankreich kommen kleine Pilze vor, die in der Nacht wie schwache Fackeln glänzen. In Borneo findet sich ein anderer Pilz, der ein grünliches Licht ausstrahlt und den die Eingeborenen „das Auge des bösen Geistes" nennen. Noch ein anderer Pilz wächst an den Palmen und den Schlingpflanzen der Wälder Brasiliens und erhellt deren dunkle Pfade mit Gewinden und Trauben leuchtender Stellen, die kleinen elektrischen Glühlampen oder den Leuchtfliegen ähneln. Was ist nun die Quelle dieses Lichtes, das jedenfalls zur Entstehung vieler fabelhafter Berichte und vieler Märchen Veranlassung gegeben hat? Nach den neuesten Untersuchungen entsteht es einfach durch einen chemischen Prozeß, durch die langsame Verbrennung eines besonderen Bestandtheils der Pflanzen im Sauerstoff der Luft.

Zufall oder Bestimmung.

Ein gewisser D. fungirte seit etwa zwei Jahren als Provisor in der „Löwenapotheke" zu R. Eines Nachts wurde er durch ein heftiges Klingeln aus dem Schlafe gerissen. D. öffnete das Fenster und schaute hinaus. Draußen stand ein Dienstmädchen, das offenbar sehr rasch gelaufen sein mußte, denn keuchend rief sie: „Ach bitte, machen Sie doch schnell das Rezept, es ist sehr eilig!"

Herr D., immer noch mit Schlaftrunkenheit kämpfend, nahm dem Mädchen das Rezept ab und begann die Medizin, die sehr viele Zuthaten beanspruchte, zu mischen. Endlich war er damit fertig, die Botin ergriff die Flasche und verschwand mit derselben eilenden Schrittes. Gähnend schickte sich der Provisor an, die einzelnen Flaschen wieder an ihren Platz zu stellen, als sein Blick auf die Etiquette eines Gefäßes fiel. Er stand eine Sekunde lang wie vom Donner gerührt. Allmächtiger Gott! Er hatte in der Schlaftrunkenheit eine falsche Flasche griffen und eine Medizin zusammengestellt, die absolut tödtlich wirken mußte, selbst in geringer Menge genommen! Er war ruinirt, seine Existenz vernichtet! Vielleicht war es ihm noch möglich, das Mädchen einzuholen. Mit bebenden Fingern schloß er in fliegender Eile die Apotheke zu und stürzte halb wahnsinnig vor Angst auf die Straße. Weit und breit war kein menschliches Wesen zu erblicken. Aufstöhnend schlug er die Hände vors Gesicht. Er hatte einen Mord auf dem Gewissen. Der Patient war vielleicht in diesem Augenblick schon eine Leiche.

Für den Unglücklichen gab es nur noch eins: Selbstmord! Leben mit Schande bedeckt und in fortwährender Gewissensqual, das war unmöglich. Also rasch ans Werk. Schon wollte sich der verzweifelte Mann anschicken, mit eigener Hand seinem Leben ein Ziel zu setzen, da wurde die Thür der Apotheke, die er noch nicht wieder verschlossen hatte, hastig aufgerissen und herein stürmte das Dienstmädchen, in deren Hände er vorhin sein Schicksal gelegt, hatte, mit den schnell hervorgestoßenen Worten:

„Bitte, machen Sie schnell das Rezept noch einmal, die Flasche ist mir unterwegs hingefallen und zerbrochen!"

D. äußerte später, das Gefühl, das er bei jenen Worten empfunden, ließe sich nicht schildern und fügte dann nachdenklich hinzu: „War das Zufall oder Bestimmung?"

Der erste Gedanke.

Arzt (bedenklich): „Hm, hm das ist wieder dasselbe Krankheitsbild bei Ihnen, wie es sich vergangenes Jahr darbot!"

Patient: „Da swäre ein Glück Doktor, da könnten wir vielleicht die Medizin aufgebrauchen, die damals übrig geblieben ist!"